

Imke Naudascher

Goldglanz jenseits der Sprache



*Die Demenz meines Mannes
als Weg zu verwandelnden
Erfahrungen tiefer Nähe*

VERLAG HERZENSWORT

ISBN 978-3-00-065241-7
1. Auflage 2021
Alle Rechte vorbehalten.

Verlag Herzenswort
© Imke Naudascher
Luisenstraße 2e
76137 Karlsruhe
www.verlag-herzenswort.de

Gestaltung: Karin Hirsch
Korrektorat: Uta Reinicke und Inge Fittschen
Herstellung: Druckerei Lokay e.K., Reinheim

Hinweis: Dieses Buch ist ein persönlicher Erfahrungsbericht und keine allgemeine Anleitung zum Umgang mit Demenz. Jeder an Demenz erkrankte Mensch bedarf einer individuellen Begleitung und Ansprache.

Der Druck erfolgte mit mineralölfreien Druckfarben ohne Alkohol und klimaneutral auf FSC-Mix-Papier in einer EMAS-zertifizierten Druckerei. Aus ökologischen Gründen wurde auf eine Schutzfolie verzichtet.

Ich widme dieses Buch
in Liebe meinem Mann

Eduard Naudascher

* 03. August 1929

† 19. September 2012

Vorwort	8
Einstimmung	9
Dankbarkeit	10
Inneres Wachstum	11
Erste Anzeichen der Krankheit	16
Bewusst in die Demenz	23
Operation an der Speiseröhre	24
Diagnose Demenz	28
Pflege – eine schwere Kunst	36
Muss Papa jetzt in ein Altenheim?	40
Von Schattenseiten und sorgender Begleitung	41
Tagesgestaltung in der Familie – ein soziales Kunstwerk	44
Perlensuche: Nicht Leistung, sondern Liebe	47
Entschwinden der vertrauten Welt	51
Erste Lungenentzündung	52
Können Gegenstände zum Handeln auffordern?	56
Tagesgestaltung – tragende Gewohnheiten und neue Schritte	58
Prost und andere Trinksprüche	65
Erstaunliche Klarheit und Geistesgegenwart	67
Der Weg aus Raum und Zeit	73
Die letzte Zeit im Stehen	78
Perlensuche: Zeitlosigkeit und Sorge für die Persönlichkeit	81
Der Weg in die Sprache der Gefühle und Gesten	84
Zweite Lungenentzündung	85
In tätiger Geste fragend innehalten und behutsame Aufrechte	89
Die Treppe aus dem ersten Stock und neue Freiheit	94
Vom selbstständigen zum gebahnten Essen	97
Kinästhetik – die Kunst der Bewegung	99
Das Wandern ist des Müllers Lust	103
Entschwinden des klaren Denkens	106
Tagesgestaltung – Schwerstpfege inmitten der Familie	111
Ich habe einen großen Wunsch für den Papa	120
Erste Schluckstörungen	123
Sommerurlaub: Ist das unser Schiff?	125
Perlensuche: Neue Wege der Begegnung	128

Zu neuen Ufern	131
Neue Gemeinschaft	132
Pflege in reiner Gegenwart	134
Anregungen und Hilfe in Therapien	142
Verbundenheit jenseits von Raum und Zeit	145
Friedliche Stunden und weiterhin unterwegs	146
Perlensuche: Kraftquellen	151
Das letzte Jahr	158
Tagesgestaltung bei abnehmenden Kräften	159
Please don't do it – Entscheidung gegen eine Magensonde	165
Mit mir geht es zu Ende	174
Kind sein im Haus eines Sterbenden	179
Bilder der Vergangenheit	182
„Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet“	184
Perlensuche: Passion	185
Abschied	188
Tod und Totenwache	189
Flügelzarter Hauch deiner Nähe	194
Verarbeitung in der Kunsttherapie	196
Ausklang	204
Goldglanz jenseits der Sprache	205
Neu zurück in den Alltag	208
Perlensuche: Demenzbegleitung als Weg zu Mitmenschlichkeit	210
Anhang	213
Eduard Naudascher: Worte eines betroffenen Angehörigen	214
Literatur und Anmerkungen	220
Zeittafel Eduard Naudascher	222
Danksagung	224
Die Erkrankung in Bildern	225
Fotos aus der Zeit der Erkrankung	226
Mandalas als Tagesgestaltung	246
Bilder aus der Kunsttherapie	251
Peters Weg zur Sonne	255
Bildnachweis	256

Liebe Leserinnen und Leser,

mittlerweile liegt der Tod meines Mannes Eduard (Edi, Ed) Naudascher viele Jahre zurück. Bald nach Edis Tod begann ich zu schreiben. Doch es brauchte Reifezeit, bis aus den ersten Skizzen dieses Buch wurde. Aus dem Abstand heraus sehe ich noch deutlicher als während der Zeit der Demenzerkrankung meines Mannes, wie wertvoll unsere Erfahrungen waren – für mich, für ihn, für unsere Tochter und für viele Menschen unserer Umgebung. Dies mit Ihnen zu teilen und, hoffentlich, der Erkrankung Demenz einen Teil der mit ihr verbundenen Angst zu nehmen, ist Anliegen meines Buches.

In der Einstimmung finden Sie in „Dankbarkeit“ und „Inneres Wachstum“ einen ersten Blick auf unseren Weg und warum ich ihn jetzt in die Öffentlichkeit gebe. Danach folgt die Darstellung dem fortschreitenden Krankheitsverlauf, mit eingeschobenen Rückblicken auf die Zeit vor der Erkrankung.

Nach jedem Kapitel bildet eine „Perlensuche“ eine Zäsur in diesem chronologischen Fortgang. Sie betrachtet reflektierend unsere Erfahrungen und ist jeweils eingeleitet durch einen Gedanken meines Mannes zur Bedeutung des Schicksals unserer, in seinen Worten, „schwerbehinderten Brüder und Schwestern“. Diese seine Gedanken stammen aus einer Rede, die Edi 1998 hielt, um des Schicksals seines Bruders zu gedenken, der Opfer der NS-„Euthanasie“ wurde. Im Anhang ist Edis Rede vollständig abgedruckt. Sie entfaltete ihre Wirkung noch einmal ganz neu, als mein Mann selbst einer dieser „schwerbehinderten Brüder und Schwestern“ wurde.

Ich habe für dieses Buch eine beschreibende Sprache gewählt und auf Fachbegriffe jeglicher Art verzichtet. So hoffe ich, dass das Erzählte durch sich selbst spricht. Vielleicht vermag es auch Anregungen für eine eigene Situation geben und helfen, die Erkrankung Demenz in der Gemeinschaft zwischen Demenzerkrankten und Helfenden zu einem menschlich reichen Entwicklungsweg für alle Beteiligten werden zu lassen. Dies würde mich sehr freuen.

Imke Naudascher

im Juni 2021

Einstimmung

*„... Erfahrungen, die die üblichen Werte- und Prioritäten-
vorstellungen auf den Kopf stellen und deutlich machen,
was in unserem Leben allein zählen wird, wenn wir eines
Tages einen letzten Blick darauf zurückwerfen.“*

Edi 1998¹

Dankbarkeit

Ich begleitete meinen Mann Eduard (Edi, Ed) Naudascher etwa vier Jahre lang in seiner Demenz, bevor er in meinem Beisein starb. Unsere Beziehung, unsere Liebe hat sich in diesen Jahren der Pflege vertieft. Unsere gemeinsame Tochter war sechs, als die Krankheit ausbrach. Sie war zehn, als ihr Vater starb. Ihre Beziehung zu ihrem Vater war nah und liebevoll bis zu seinem Tod.

Wie war dies möglich?

Wie vielleicht bei jeder tiefen menschlichen Erfahrung führte unser Weg durch schmerzvolle Prozesse. Immer wieder hieß es Abschied nehmen von Fähigkeiten. Denken, Sprechen, Gehen, Stehen, Essen – alles verlor sich innerhalb von vier Jahren. Dies auszuhalten war Teil unseres Weges. Doch gleichzeitig erschlossen sich neue Ebenen der Begegnung in unmittelbarer Gegenwart, fast ohne Worte und voller Freude und beglückender Erfahrungen tiefer Nähe. Im Fortschreiten seiner Demenz lebte unsere Begegnung mehr und mehr aus der Geste. Edi – wie er in der Familie genannt wurde – konnte sich weniger und weniger in unserer Welt äußern. So ging ich in seine.

„*Dass ich das erleben darf*“, sagte mir mein Mann eines Abends in stauender Dankbarkeit, als er bereits schwerstpflegebedürftig war und sich verbal nur noch wenig äußern konnte, und ich empfand wie er. Hätte mir jemand im Voraus gesagt, welche inneren Reifeschritte seine Begleitung uns beiden, unserer Tochter und vielen Menschen unserer Umgebung bringen würde, ich hätte es nicht geglaubt. Doch gehört diese Erfahrung mit ihm in seiner Krankheit zu dem Kostbarsten meines Lebens. Sie hat mich und mein Leben verändert. Dass meine Kraft gereicht hat, meinen Mann bis zu seinem Tod zu Hause zu begleiten, verdanke ich all den lieben Menschen, die unseren Weg mit ihrer ganzen Tatkraft und Herzenswärme mitgegangen sind. Ohne sie wäre unsere Geschichte nicht möglich gewesen. So möchte ich ihnen an dieser Stelle von Herzen danken.

Für den „Goldglanz jenseits der Sprache“ eine Sprache zu finden, die das Erlebte anzudeuten vermag, war eine große Herausforderung. Ich hoffe, dieser Glanz schimmert durch meine Worte hindurch. Wer unserer Reise lesend ein wenig nahe sein möchte, ist herzlich eingeladen.

Inneres Wachstum

Mein Mann Eduard (Edi, Ed) Naudascher war in seiner beruflichen Zeit Hochschullehrer für das Fach Hydromechanik und ein Wissenschaftler von Weltruf. Während der letzten mehr als zehn Jahre seiner Berufstätigkeit beschäftigte er sich weit über sein eigenes Fachgebiet hinaus intensiv mit der Frage, wie Ingenieurinnen und Ingenieure ihrer Verantwortung für eine soziale, menschengemäße und zugleich ökologische, nachhaltige Gestaltung von Technik gerecht werden können. Als Edi im Alter von 79 Jahren die Diagnose „Morbus Alzheimer, kombiniert mit einer vaskulären Enzephalopathie“ erhielt, war er schockiert. Mein Mann und ich suchten nach Literatur. Die Schriften machten uns das Ausmaß der Veränderung bewusst, die die Erkrankung auf unser Leben haben würde, und mir die Verantwortung, die ich jetzt trug.

Ein großer Teil der damaligen Literatur war für uns nicht hilfreich. Im Vordergrund stand im Jahr 2008 fast überall ein defizitärer Blick auf den demenzerkrankten Menschen, ein Blick, der den Fähigkeitsabbau im Vergleich zum gesunden Zustand beschreibt. Dieser Blick bedrückt. Der Rat, die Zeit mit den Erkrankten auch zu genießen, denn viele Fähigkeiten blieben noch lange erhalten, dieser Rat wirkte auf uns hilflos. Ausführungen über mögliche Vorbeugungsmaßnahmen gegen Demenz waren keine Hilfe in einer Situation, in der keine Zeit mehr zur Vorbeugung war. Mancher praktische Rat war hilfreich. Aber die für uns entscheidende Frage, welchen Sinn eine Demenzerkrankung haben könnte, wurde nicht einmal gestellt. „De-mens“ heißt „ohne Geist“. Wirklich – ohne Geist? Und damit auch ohne Sinn?

Meinen Mann und mich hatte die bisherige Lebenserfahrung gelehrt, dass Krankheiten Möglichkeiten sind, Entwicklungsschritte zu gehen und innerlich zu wachsen. Dann müsste es doch möglich sein, auch den Weg der Demenz zu bejahen und als zu uns gehörig anzunehmen. Für mich könnte sich dann der Verstand verbinden mit der Antwort meines Herzens und der Liebe, die fraglos wussten: Ich würde bei meinem Mann bleiben und ihn begleiten.

Zur Krankheit Demenz fanden wir so gut wie keine positiven Erfahrungsberichte. Es gab zum Glück Ausnahmen, Ausnahmen, die Mut machten. Nennen möchte ich einen Artikel, in dem von Erlebnissen mit an Demenz erkrankten Menschen im Aja Textor-Goethe Haus in

Frankfurt berichtet wird. Dieser Artikel „Die Sprache der Verwirrten“² beschreibt, wie während einer Demenzerkrankung andere Ebenen der Wirklichkeit als die alltägliche Welt wichtig werden. Zu Beginn der Erkrankung ist dies auf Seiten der Betroffenen mit großer Angst verbunden und bedarf einer liebevollen Begleitung durch die Pflegenden. Demenzerkrankte gehen einen Weg mit den Phasen: „Das Bewusstsein verliert seinen Halt im Körper“, „Ängste und Panikreaktionen“, „Eintauchen in eine Welt der Bilder“ und „Innere Ruhe, Frieden und geistige Ausstrahlung“. Menschen, die vor ihrem Tod die letzte Phase erreichen und durchleben, strahlen so große Ruhe, Frieden und Kraft aus, dass sich die Pflegekräfte für Momente still an das Bett dieser meist nicht mehr ansprechbaren Menschen setzen und von dort gestärkt in den Pflegealltag zurückkehren. Dieser Artikel wurde für mich während Edis Erkrankung ein innerer Wegweiser. Er war auch für meinen Mann sehr tröstend. Ich möchte es vorwegnehmen: Edi durfte die letzte Phase erreichen und – eine große Besonderheit – er blieb in ihr ansprechbar, als Persönlichkeit anwesend und mittätig in allen Pflegehandlungen.

„Kleine Kinder knüpfen häufig enge und liebevolle Beziehungen zu ihren von der Alzheimer Krankheit betroffenen Großeltern. Vergnügt gehen sie miteinander spazieren, spielen einfache Spiele oder singen miteinander.“ Diese Aussage im Vorwort eines Kinderbuches, herausgegeben von der Alzheimer Forschungsinitiative³, war mir im Hinblick auf unsere Tochter eine sehr große Hilfe. Freunde schickten uns ein Buch „Alzheimer und Kunst“⁴ zu, in dem viele Bilder des an Alzheimer verstorbenen Grafikers und Designers Carolus Horn aus der Zeit seiner Erkrankung abgedruckt sind. In diesem Buch wird auch seine Witwe Thilde Horn zitiert. Sie sagte im Rückblick anlässlich einer Vernissage: „Ich gebe zu, dass nach sieben Jahren die positiven Erinnerungen zwangsläufig überwiegen und ich fast vergessen habe, dass ich schlimme Zeiten des Aufbegehrens und auch des Selbstmitleids durchgemacht habe. Trotzdem kann ich mit Sicherheit sagen, dass es mir nicht lieber gewesen wäre, wenn mein Mann vor dem Ausbruch seiner Krankheit an einem Herzleiden gestorben wäre. Ich möchte die letzten Jahre mit ihm nicht missen.“ Diese Zeilen machten uns Mut. Welches Geheimnis liegt in so einer Aussage?

Bereits wenige Wochen nachdem Edi die Diagnose erhalten hatte, empfand ich: Ein defizitärer Blick ist nicht die einzig mögliche Sicht auf die Erkrankung Demenz. Während der kommenden Jahre lernte ich, den

Blick umzuwenden und zu fragen: Welche neuen Schritte sind uns durch Edis Erkrankung und Pflegebedürftigkeit möglich? Diese innere Frage wurde der Wegweiser, um auch im Äußeren Wege zu finden, Pflege und Demenzbegleitung zu einer erfüllten Lebenszeit werden zu lassen. In der Frühphase konnten Edi und ich dies auch gemeinsam besprechen.

Demenz und ihre Begleitung sind Themen, die mehr und mehr Menschen betreffen. Ich möchte unsere Geschichte jetzt in die Öffentlichkeit geben, weil ich die Hoffnung habe, dass sie anderen Menschen hilfreich ist. Ich weiß noch, wie wertvoll mir und meinem Mann Literatur war, die ehrlich von den Schwierigkeiten einer Demenzerkrankung berichtete und zugleich Hilfe bot, die Erkrankung anzunehmen. Natürlich weiß ich, dass es keine zwei gleichen Verlaufsformen von Demenz gibt. Auch war unsere Familiensituation eine sehr besondere: Mit mir und meinem Mann lebte unsere Tochter, die zur Zeit der Diagnosestellung sechs Jahre alt war, und unser großer Freundeskreis unterstützte uns tatkräftig sowohl in Edis Betreuung als auch in Anna Lauras Tagesgestaltung. Viele Umstände erleichterten es uns, mit Edis Erkrankung umzugehen. Nicht nur von Freundinnen und Freunden, sondern auch aus der Verwandtschaft erfuhren wir viel Hilfe, und wir hatten das große Glück, im Rahmen der professionellen Pflege auf Menschen zu treffen, mit denen es menschlich sehr stimmig war. Edis Ruhestandsbezüge erlaubten es zudem, auf privater Basis weitere Hilfe zu finanzieren – wobei der Umfang dieser Hilfe vor allem der Tatsache geschuldet war, dass ein Kind mit im Haushalt lebte. Da ich vierzig Jahre jünger war als mein Mann, hatte ich außerdem die körperliche Kraft, um ihn zu pflegen. Ich weiß, dass für viele demenzerkrankte Menschen und ihre Angehörigen die Lebensumstände ungleich schwieriger sind. Ich hoffe, dass unsere Geschichte dennoch den Blick weiten, Mut machen und Anregungen geben kann.

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich dazu beitragen möchte, eine Demenz und ihre Begleitung als Möglichkeit menschlicher Reifung für alle Beteiligten sehen zu lernen. Können Demenzerkrankte vielleicht auch Gesunde bereichern, wenn wir als Gesellschaft wach werden für die Begegnungsebenen, in denen sie erreichbar sind und für die sie ihre Umgebung Sensibilität lehren können? Müssen wir vielleicht nur lernen, andere Fähigkeiten auszubilden, als es die kognitiven Kräfte sind, und dies als Chance ansehen? Können uns unsere an Demenz erkrankten Mitmenschen darüber hinaus die Anregung geben, neue soziale Formen

auszubilden und in unserer Kultur ein neues Miteinander einzuüben, da die Begleitung Demenzerkrankter nur gemeinsam von vielen Menschen getragen werden kann?

Die Demenz meines Mannes wurde ein Weg, uns in einer Sprache von Gesten unmittelbarer als je zuvor zu begegnen, und Kunst und Musik ergänzten diese neue Sprache. In der Wahrnehmung sensibel werdend für jede feine Bewegungsäußerung des anderen, erlebten wir mit fortschreitendem Krankheitsverlauf eine Qualität menschlicher Begegnung, die ich immer stärker als spirituelle Ebene unserer Beziehung empfand. In dieser Sphäre war und blieb mein Mann erreichbar, ja er half aktiv in seiner Pflege mit. Manche unserer Erfahrungen habe ich als sehr kostbar erlebt. Sie mögen für manche Menschen kaum glaubhaft klingen. Ich musste Mut fassen, um auch von ihnen zu erzählen. Doch ohne sie fehlte unserer Geschichte das Wichtigste.

Ich habe einige Zeit gezögert, zu versuchen, unsere Erfahrungen in Sprache zu kleiden. Mir ist bewusst, dass ich damit die Sphäre unseres persönlichen Lebens öffne. Ich tue es, um für unsere demenzerkrankten Mitmenschen einzutreten und um der weit verbreiteten Auffassung, Demenz zerstöre die Individualität des Menschen, etwas entgegenzusetzen. Ich habe sehr gezögert, auch und sehr ausführlich über den Bereich der Pflege zu schreiben. Doch gerade die Pflege war es, in der sich Edi und mir neue Ebenen der Begegnung erschlossen. Die Pflege war der Weg zu den Erfahrungen, die mich mit tiefer Dankbarkeit auf die Jahre der Demenzbegleitung blicken lassen. Zugleich waren diese neuen Erfahrungen noch während der Erkrankung eine sehr große Kraftquelle, um Edis Demenzbegleitung durchzutragen.

Habe ich das Recht dazu, die Privatsphäre meines Mannes preiszugeben, der sich dazu nicht mehr äußern kann? Edi hat selbst nicht gezögert, eigene innere Prozesse, von denen er überzeugt war, dass sie für andere Menschen Bedeutung haben könnten, öffentlich zu benennen. Wir leben in einer Gesellschaft, in der manche Menschen die Frage stellen, ob ein Leben mit Demenz überhaupt noch lebenswert sei. In den Niederlanden würden 40% der Ärzte in einem frühen Demenzstadium Euthanasie leisten, in einem späten Demenzstadium noch ein Drittel der Ärzte!⁵ Angesichts dieser gesellschaftlichen Stimmung wäre es Edi, davon bin ich überzeugt, sehr wichtig gewesen, ein deutliches Zeichen zu setzen: Ja, ein Leben mit Demenz ist sehr wertvoll.

Die Erkrankung trug für meinen Mann in sich das Potential, seine Biografie abzurunden, innere Schritte der Reifung zu gehen und Knoten der Vergangenheit zu lösen. In diesem Prozess war er auf die begleitende und verstehende Hilfe seiner Umgebung angewiesen. Mehr noch: Im Laufe von Edis Erkrankung trat eine tiefere Seite seiner Persönlichkeit in den Alltag, die verwandelnd auf fast alle Menschen seiner Umgebung wirkte. Wie ich im Rückblick auf die Zeit seiner Demenz dazu komme, für meinen Mann solche Aussagen zu treffen, wird hoffentlich beim Lesen unserer Geschichte deutlich werden.

Edi hatte einen behinderten, jüngeren Bruder, zu dem er eine nahe und innige Beziehung hatte. Dolfi, wie sein 1931 geborener Bruder Adolf genannt wurde, wurde mit dreizehn Jahren Opfer der NS-„Euthanasie“. Mein Mann setzte sich, geprägt von dieser schmerzlichen Erfahrung, in Wort und Schrift für sogenannte behinderte Menschen und für die Erfahrungen, die mit ihnen und durch sie gemacht werden können, ein:

„... Erfahrungen, die die üblichen Werte- und Prioritätenvorstellungen auf den Kopf stellen und deutlich machen, was in unserem Leben allein zählen wird, wenn wir eines Tages einen letzten Blick darauf zurückwerfen“.¹

In den Jahren seiner Demenz durften Edi und ich gemeinsam solche Erfahrungen machen. Im Rückblick war unsere Begegnung in seinen gesunden Tagen wie eine Vorbereitung der noch tieferen Erfahrungen, die uns seine Demenzerkrankung schenkte. Wir erfuhren einen Prozess inneren Wachstums, der alle äußeren Einschränkungen und schwierigen Abschiedsprozesse aufwog, die die Krankheit auch mit sich brachte.

So hoffe ich, dass Edi durch sein eigenes Lebenszeugnis im Durchgang durch seine Demenz weiteren Menschen die Augen für solche Erfahrungen öffnen kann.

Erste Anzeichen der Krankheit

„Ich möchte da sein, wo du bist.“

Edi im Juli 2008

Menschen, die viel geistig gearbeitet haben, können die beginnenden Defizite einer Demenz lange ausgleichen. Edis Weg in die Demenz begann schleichend, irgendwann zwischen Sommer 2007 und Anfang 2008. Die ersten Anzeichen verlieren sich in meiner Erinnerung, vielleicht begann es noch früher. Erst im Nachhinein erkannten wir, dass es keine normalen Alterserscheinungen waren, sondern Vorboten einer Demenz. Doch ehe ich beginne, den Weg der Erkrankung meines Mannes zu schildern, mag ein Rückblick nötig sein.

Bevor Edi und ich im Frühjahr 2000 ein Paar wurden, versetzte Edi sich ganz in meine Situation und sagte mir, er dürfe sich nicht mit mir verbinden. Seine Worte waren in etwa: „Ich bin alt. Das, was ich mir wünsche, kann ich nicht verantworten. Es könnte sein, dass ich pflegebedürftig werde. Es könnte sein, dass ich ... dass ich ... dement ... werde. Ich darf dir das nicht zumuten.“ Seine Bereitschaft, um meinetwillen zu verzichten, berührte mich sehr. Ich antwortete sinngemäß: „Ja, ich weiß. Doch wir wissen nie, was die Zukunft bringt. Auch wenn du jünger wärst, könntest du krank und pflegebedürftig werden. Ich habe keine Angst davor und möchte dich trotzdem heiraten.“

Unsere erste Begegnung lag zu diesem Zeitpunkt bereits fast zehn Jahre zurück: 1990, gegen Ende meines ersten Studienjahres, trat ich als junge, 20-jährige Studentin des Bauingenieurwesens eine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Hydromechanik der Universität Karlsruhe (TH), dem heutigen KIT, an. Mein späterer Mann, der mit sechzig Jahren bereits dem Ende seiner Dienstzeit entgegenging, suchte für sein Seminar „Ökologische und soziale Folgen von Stauanlagen“ eine Hilfskraft, die dieses Seminar in der Vor- und Nachbereitung unterstützte. Mich interessierte das Thema des Seminars sehr, wollte ich doch lernen, technisches Handeln in den Kontext gesellschaftlicher Verantwortung zu stellen. Ich hatte als wissenschaftliche Hilfskraft verantwortungsvolle Tätigkeiten auszuführen: vorhandene Literatursichten, Filme schneiden und nach dem Seminar einen schriftlichen Bericht zusammenstellen für die Veröffentlichung in einer Schriftenreihe des Instituts. Während meiner Arbeit sah ich bald, wie das Interesse meines späteren Mannes vielen fachübergreifenden Themen galt und er in mehreren Initiativen engagiert war, um solche Themen an der Universität zu verankern.

Allmählich entstand aus dem gemeinsamen inhaltlichen Interesse in der Suche nach einer menschlicheren Welt gegenseitige Wertschätzung. Nach meiner einjährigen Tätigkeit als wissenschaftliche Hilfskraft bot eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel „Kolloquium Wissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung“ weitere Begegnungen: Diese Veranstaltungsreihe wurde gemeinsam von einer Gruppe engagierter Professoren, zu denen mein späterer Mann gehörte, und der studentischen Uni-Friedensgruppe, deren Mitglied ich war, organisiert. Nach seiner Emeritierung bot Edi mir 1994 das Du an. Sehr zarte, aufkeimende Zuneigung zwischen uns erhielt als Antwort Verzicht und Abstand. Edi war glücklich verheiratet.

In den Jahren danach sahen wir uns nur sehr selten. 1999, nach dem Tod seiner zweiten Frau Gunhild, begann Edi, nun allein, die Kontakte im Verwandten- und Freundeskreis zu pflegen und manche alte Verbindung neu zu beleben. Auch zu mir nahm er den Kontakt wieder auf. Wir sahen uns zunächst sehr selten und beide im Vorzeichen der Trauer – ich hatte zwei Jahre zuvor meinen Vater verloren. Die Jahre des Abstands hatten vieles verändert. Vor allem ich hatte mich verändert, die ich inzwischen fast dreißig Jahre alt war. Im Laufe von vielen Monaten entstand eine leise Frage, zunächst unausgesprochen und immer wieder zurückgehalten von eigenen Zweifeln, und auch zurückgehalten von Edis Trauer um seine zweite Frau. Es war ein schwieriger Prozess, uns einzugestehen, was fünf Jahre zuvor Ahnung gewesen war: In einer Schicht, in der es keinen Zweifel gab, lebte eine sehr tiefe Verbundenheit zwischen uns. Es war Liebe. Der Verstand kannte viele Argumente gegen eine gemeinsame Zukunft bei vierzig Jahren Altersunterschied. Die Antwort des Herzens blieb. Im Dezember des Jahres 2000 heirateten wir.

Edi setzte sich zu Beginn unserer Paarbeziehung wiederholt mit einer möglichen Demenz seinerseits auseinander. Es gab immer wieder Momente, in denen er sich selbst beobachtete, ob seine geistigen Fähigkeiten abnahmen. Es gab keine offensichtlichen Anzeichen, sondern es war eine Sorge, wie sie viele alte Menschen haben. Ich weiß noch, dass eine leise innere Stimme in mir ahnte, dass Edis Sorge berechtigt sein würde, doch erstaunlicherweise beunruhigte es mich nicht.

Zunächst kamen glückliche Jahre, Jahre, in denen keine Anzeichen nachlassender geistiger Fähigkeiten zu sehen waren. Edi arbeitete weiterhin am Schreibtisch an verschiedensten Projekten und pflegte Korrespondenz mit seinem großen Freundes- und Verwandtenkreis. Zum engeren Verwandtenkreis meines Mannes gehörten zu dieser Zeit ein Bruder und eine Schwester mit ihren Familien sowie aus Edis erster Ehe vier Kinder mit ihren Familien und zusammen sechs Enkelkindern. Als mein Mann 73 Jahre alt war, wurde im Jahr 2002 unsere Tochter Anna Laura geboren. Edi unterstützte mich während ihrer Kleinkindzeit nach Kräften und hatte sehr große Freude an seiner kleinen Tochter. Sie liebte es, wenn ihr Vater ihr vorlas oder mit ihr spielte, und fröhliches Lachen erklang dann. Beide hörten auch gerne klassische Musik zusammen, und Edi ging oft mit Anna Laura in den nahegelegenen Zoologischen Stadtgarten, auf Spielplätze oder ins Naturkundemuseum. Als kleines Kind widersprach unsere Tochter jedes Mal entschieden, wenn sie von fremden Menschen darauf angesprochen wurde, wie schön es doch sei, etwas mit dem Opa zu unternehmen: „Das ist mein Papa!“

Im Laufe der ersten Monate des Jahres 2008 wurde Edi sehr vergesslich. „Was ist denn los!?“, schimpfte er ärgerlich, wenn er wieder einmal seinen Schlüssel oder sein Portemonnaie suchte. Auch hielt er die mündlichen Absprachen mit mir nicht mehr immer ein. Wenn ich ihn an ein gegebenes Versprechen erinnerte, etwas für die Familie zu erledigen, wurde mein Mann jetzt ungehalten. In solch einem Moment war ihm das wichtiger, woran er gerade arbeitete. Ich kannte solche Reaktionen von Situationen, in denen ein äußerer Termin Edi unter Zeitdruck gesetzt hatte. Dann hatte er oft im Nachhinein gebeten, dass doch ich übernehmen möge, was er mir zugesagt hatte. Aber jetzt gab es äußerlich keinen Termindruck. Ich warf Edi seine Unzuverlässigkeit vor, und wir begannen uns zu streiten. Meine damalige Reaktion tut mir im Rückblick sehr leid. Ich realisierte nicht, dass mein Mann sehr litt. Er muss empfunden haben, so weiß ich im Nachhinein, dass seine Zeit nicht mehr reichte für die Dinge, die er sich vorgenommen hatte.

„Bitte, schreib mir doch einen Zettel. Ich vergesse das sonst.“ Edi arrangierte sich mit seiner Vergesslichkeit und begann, die Dinge, die wir abgesprochen hatten, in den Kalender einzutragen. Er wollte mir weiterhin helfen, indem er verschiedene Dinge für die Familie erledigte

oder mit Anna Laura Ausflüge machte, wie all die Jahre zuvor auch. Ich weiß, dass ich das damals nicht richtig würdigen konnte. Ja, wenn mein Mann wieder einmal trotz des Eintrags im Kalender sein bereits gegebenes Versprechen zurücknehmen wollte, unterstellte ich ihm Unwillen, mir Freiräume zu ermöglichen. Edis Hausärzte sahen seine Vergesslichkeit als normale Alterserscheinung an und verordneten ein pflanzliches Präparat zur Förderung der Hirndurchblutung. Denn zu viele Fähigkeiten hatte mein Mann noch, als dass sie einen Verdacht auf Demenz auch nur in Erwägung gezogen hätten. (Edi hatte zu Beginn seiner Demenzerkrankung drei Hausärzte, deren medizinische Hilfe er regelmäßig in Anspruch nahm. Sie wussten voneinander, und zwei von ihnen, beide der anthroposophischen Medizin verbunden, begleiteten meinen Mann bis zu seinem Tod.) Im Gespräch wirkte Edi zu dieser Zeit in keiner Weise verwirrt, und es gab in diesen ersten Monaten des Jahres 2008 sogar viele Situationen, in denen er mich an Dinge erinnerte, die ich im Trubel des Alltags vergessen hatte. Noch im Frühjahr 2008 zeigte Edi seinen Enkelkindern sein ehemaliges Institut und erklärte ihnen viele fachliche Details. In solchen Situationen fragte ich mich immer wieder, ob ich mir eine Verschlechterung seiner Fähigkeiten nicht nur einbildete. Auch wenn die Absprachen schwieriger wurden, so machte mein Mann doch weiterhin viele Besorgungen, meistens mit dem Fahrrad, und er nahm sich Zeit für unsere inzwischen fünfjährige Tochter. Anna Laura liebte wie zuvor die Ausflüge mit ihm, doch Edi empfand sie allmählich als zu anstrengend. „Unsere Tochter wird älter und unternehmungslustiger“, so dachte ich damals.

Mein Mann war weiterhin vollkommen selbstständig, und doch hatte er allmählich Mühe, die Ordnung zu halten, die ihn zeit seines Lebens ausgezeichnet hatte. Immer war es ihm auch ein Anliegen gewesen, dass ich Texte gegenlas, die ihm wichtig waren, und ich war es gewohnt, dies zu tun. Plötzlich bat Edi mich um Rat bei der Formulierung auch vergleichsweise einfacher Briefe, und er brauchte sehr viel länger als zuvor für die Verfassung seiner Texte. Hätte ich gewusst, dass Wortfindungsstörungen – dieses Wort kannte ich damals noch nicht – eine beginnende Demenz ankündigen können, wäre Edis Erkrankung sicher früher diagnostiziert worden. So suchten wir nach anderen Erklärungen für seinen Zustand. Mein Mann schlief in dieser Zeit sehr schlecht. Vielleicht war die Ursache seiner Vergesslichkeit Übermüdung? Vielleicht war es auch eine Depression? Denn Edi war damals oft niedergeschlagen. Er litt unter seinen Ausfällen und ich auch. Ich ahnte, dass all diese

Erklärungsversuche nicht zutrafen. Ohne mir darüber Rechenschaft abzulegen, begann ich, Edi mehr zu helfen als zuvor. Kann man tatsächlich mit einem Teil seines Bewusstseins all die Defizite helfend auffangen, die zwar Außenstehende und selbst der Freundes- und Verwandtenkreis noch nicht, ich aber inzwischen sehr wohl bemerkte, und gleichzeitig sich nicht eingestehen, was dies eigentlich bedeutet? Ich reagierte so und weiß heute, dass ich in diesem Frühjahr 2008 der beginnenden Krankheit nicht ins Auge sehen konnte. Meine Zuversicht war verfliegen, die ich vor unserer Heirat ausgedrückt hatte, einer eventuellen Demenz meines Mannes ohne Angst zu begegnen. Der Alltag war anstrengend geworden und wir litten beide unter dem schleichenden Verlust der vertrauten Selbstverständlichkeiten. Das Neue, das im Verlaufe der Erkrankung an ihre Stelle treten und diesen Verlust mehr als aufwiegen sollte, war noch nicht geboren.

Im Sommer 2008, während eines Urlaubs am Bodensee, wirkte Edi zum ersten Mal unsicher in der räumlichen Orientierung. Auch dieses Symptom kannte ich nicht als mögliches Anzeichen von Demenz. In der für ihn fremden Umgebung zögerte mein Mann immer wieder und vergewisserte sich mehrmals, ob der Weg tatsächlich der richtige war. Ganz untypisch für ihn, der in seiner beruflichen Zeit auf vielen internationalen Kongressen gewesen war und sich gut auf fremde Situationen und Menschen hatte einstellen können, hatte er plötzlich Angst ohne mich oder zumindest einen Zettel von mir. „Endlich bist du da!“, begrüßte er mich erleichtert, wenn wir uns im Schwimmbad oder im Café zur ausgemachten Uhrzeit wieder trafen. Gleichzeitig las er im Urlaub sehr viel und berichtete differenziert über das Gelesene. Alle meine Sorgen, ob Edi nicht doch dement werden würde, lösten sich immer wieder auf, wenn ich seinen Ausführungen über seine Lektüre zuhörte. Dennoch fragte ich mich, was denn die Ursache für seinen Zustand sein könnte, denn auch körperlich ging alles sehr viel langsamer als noch im Jahr zuvor. Als wir zurück in Karlsruhe waren, war von Unsicherheit in der räumlichen Orientierung nichts mehr zu spüren. Doch mein Mann erbat sich jetzt auch zu Hause Zettel von mir, auf denen ich ihm aufschreiben sollte, wo ich war und vor allem, wann ich zurückkommen würde. Vergaß ich dies oder hatte er meinen Zettel nicht gesehen, so erwartete er mich bei meiner Rückkehr mit einer Mischung aus Erleichterung, Angst und Vorwurf. Das war für mich nicht leicht und ich fühlte mich eingeengt. Ich sah, dass Edi meine Hilfe brauchte und war doch noch nicht von ganzem Herzen dazu bereit. Erst später verstand ich,

wie wichtig ich für ihn bereits zu diesem Zeitpunkt war. Ich bedeutete für ihn Sicherheit und war der ruhende Pol seines Lebens, dessen Kontrolle ihm zu entgleiten begann. „*Ich möchte da sein, wo du bist*“, so etwa äußerte sich mein Mann bereits einmal im Juli 2008, doch ich verstand zu dieser Zeit die Tragweite seiner Worte nicht. Vielleicht wollte ich sie mir auch schlicht nicht eingestehen.

Endlich stimmte Edi zu, einen Neurologen aufzusuchen, um seinen Zustand abklären zu lassen, doch er bat, damit bis nach einer geplanten Operation an der Speiseröhre zu warten. Bereits im Frühsommer hatten mein Mann und ich entschieden, eine Kindergärtnerin unserer Tochter, die übergangsweise eine andere Tätigkeit suchte, um sich beruflich umzuorientieren, für ein Jahr als Kinderfrau einzustellen. Eigentlich wollte ich das kommende letzte Kindergartenjahr unserer Tochter nutzen, um einen Wiedereinstieg in meinen Beruf als Wissenschaftlerin vorzubereiten. Hannerose begann im September 2008 bei uns, kümmerte sich um Anna Laura und nahm mir einen Teil des Haushalts und der Essensvorbereitung ab. Dass sie bei uns arbeitete, sollte sich als großer Glücksgriff und Segen erweisen, als Edi wenige Wochen später desorientiert und pflegebedürftig aus der Vollnarkose der Operation an der Speiseröhre aufwachte. Unser Leben änderte sich von Grund auf.

Bewusst in die Demenz

*„Ein Kollege von Dir hat mich nach einer
Kernspintomographie und einem Gedächtnistest
,völlig klar‘ als einen Alzheimerpatienten eingestuft,
was mir natürlich zunächst einen
Riesenschreck eingejagt hat.“*

Edi in einem Brief im Dezember 2008

Operation an der Speiseröhre

Edi hatte schon seit einiger Zeit ein Zenker-Divertikel, das ihm im Sommer 2008 mittlerweile sehr große Beschwerden beim Schlucken bereitete. Als der Versuch scheiterte, es endoskopisch zu entfernen, wurde Edi ein Operationstermin für die klassische Operation angeboten, für Freitag, den 10. Oktober 2008. Zögernd stimmten wir der Operation direkt vor einem Wochenende zu.

Wenn ein dementer Mensch eine Vollnarkose erhält, kann dies einen drastischen Verschlechterungsschub der Erkrankung auslösen oder eine bisher nicht erkannte Demenz sichtbar machen, erklärte uns der Neurologe einige Wochen später. Zunächst hielten wir Edis Symptome für eine Folge der Narkose, und auch die Klinik bewertete Edis Zustand als „ausgeprägtes Durchgangssyndrom“.

Mittags nach der Operation, als ich meinen Mann in der Klinik besuchte, begrüßte er mich froh und erleichtert: „Es ist überstanden!“ Überall waren Schläuche: eine Magensonde durch die Nase (bis die Wunde verheilt sein würde), ein Schlauch, um das Wundsekret abzusaugen, Infusion, Katheter. Als Hannerose später mit unserer inzwischen sechsjährigen Tochter kam, machten Anna Laura die vielen Schläuche, die ihr Vater brauchte, Angst. Auch Edi beunruhigten die Schläuche. Die erste Zeit nach dem Aufwachen aus der Narkose stand noch die Freude im Vordergrund, dass die Operation vorbei war. Dann wurde mein Mann im Laufe des Nachmittags immer unruhiger. Sein Blick flackerte und er begann, an den Schläuchen zu ziehen. Fragend schaute er mich an, als ich ihm sagte, die Schläuche brauche er jetzt. Erst als ich ihm dies noch einmal bestätigte und ihm vermitteln konnte, alles sei so in Ordnung, ließ er erleichtert den Schlauch los, den er in der Hand hatte, allerdings nur, um bald darauf den nächsten Schlauch zu greifen. „Herr Naudascher, lassen Sie den Schlauch los“, sagte die Schwester, die das Essen brachte. Als Edi nicht reagierte, wiederholte sie ihre Aufforderung, doch er hielt den Schlauch nur umso fester gepackt und ließ ihn sich von der Schwester nicht aus der Hand nehmen. Ich nahm Edis Hand in meine Hand. Langsam entspannte er sich. „Edi?“ Fragend wandte er den Blick zu mir. „Edi, der Schlauch muss sein.“ – „Wirklich?“ fragte er. „Ja.“ Durch meine klare Aussage wurde er ruhiger, und ich konnte vorsichtig seine verkrampfte Hand von dem Schlauch lösen. Wie sollte das in der Nacht werden? Jetzt war es ein Segen, dass es Frei-

tag war, das zweite Bett im Zimmer war frei, und ich durfte über Nacht bei meinem Mann bleiben. Hannerose sorgte für unsere Tochter, und am nächsten Tag reiste meine Mutter aus Hamburg an. Sie sollte sich in den kommenden vier Jahren noch oft um Anna Laura kümmern, wenn Edi akut krank war, und nicht nur dann. Im Gespräch scherzte er mit meiner Mutter, wie immer. „Ich habe mir seinen Bewusstseinszustand schlimmer vorgestellt“, sagte sie. Ja, es war wahr, im zwanglosen Gespräch wirkte Edi wenig bis gar nicht beeinträchtigt. Doch sein Verhalten war es. Gegen Abend wurde er wieder sehr unruhig, wenngleich nicht mehr ganz so stark wie am Tag zuvor. Auch diese kommende Nacht durfte ich bei ihm sein. Tagsüber schlief ich zumindest ein wenig und bat in den ersten drei Tagen nach der Operation Hannerose, meine Mutter, Freundinnen und Freunde, bei Edi zu sein, und gemeinsam schafften wir es, dass er sich keinen der Schläuche zog.

Die Operation war geglückt: Edi verschluckte sich nicht mehr. Doch wie sehr hatte die Operation seine mentalen und körperlichen Fähigkeiten verschlechtert. Wenige Tage vor der Operation hatten wir noch eine kleine Fahrradtour gemacht, und jetzt konnte mein Mann nicht mehr frei gehen. Mühsam bewegte er sich mit Hilfe eines Rollators und schaute unsicher auf den Fluren umher. „Wo ist mein Zimmer?“, fragte er. Nachdem die Wunde in der Speiseröhre verheilt war und Edi wieder normal essen durfte, zeigte sich, dass sein Durstgefühl beeinträchtigt war: Ohne Erinnerung durch andere Menschen trank mein Mann nicht mehr genügend. Und nicht nur in diesem Bereich war Edis Körperwahrnehmung gestört. Obwohl er nicht bettlägerig war, bekam Edi in den Tagen in der Klinik an beiden Fersen einen Dekubitus. Offensichtlich bewegte er sich während des Liegens zu wenig und nahm den Schmerz an den Fersen nicht wahr. Auch der Katheter, der eigentlich nur für die Operation gelegt worden war, ließ sich nicht abtrainieren. Nach einigen Tagen wurde er in einen suprapubischen Katheter (einen Katheter durch die Bauchdecke) umgewandelt. Die Operation hatte das durch eine Prostatahyperplasie vorgeschädigte urologische System zum Erliegen gebracht: Mein Mann konnte nicht mehr spontan Urin lassen. Selbst die Fähigkeit zur Stuhlkontinenz war teilweise verloren. Und wenn Edi aufstand, so wusste er nicht, wie er den Katheterbeutel, der am Bett festgemacht war, abnehmen sollte. Auch griff er zum Infusionsständer statt zum Rollator, um sich festzuhalten. Mein Mann hatte großes Glück, dass er einen aufmerksamen Zimmernachbarn hatte, der immer wieder die Pflegekräfte zu Hilfe rief.

Ich besuchte Edi viel in der Klinik und half ihm, so gut ich konnte. Gleichzeitig durchlebte ich tiefe Verzweiflung und Trauer und fragte mich, wie es weitergehen sollte. Die Klinik schlug mir für meinen Mann eine Reha vor, und Kurzzeitpflege, bis ein Platz frei sein würde. Doch Edi erneut in eine fremde Umgebung zu geben, schien mir für ihn eine zu große Belastung zu sein. Zu diesem Zeitpunkt glaubte ich noch, er werde sich bald wieder vollständig erholen und sein drastisch verschlechterter Allgemeinzustand sei eine Folge der Narkose. Leichten Herzens entschied ich daher, Edi nach Hause zu holen. Nachdem ein anthroposophisch orientierter, ganzheitlich arbeitender Pflegedienst zugesagt hatte, meinen Mann als Patienten zu nehmen, und auch Hannerose bereit war, uns noch mehr zu helfen, sah ich der neuen Situation zwar nicht gelassen, doch etwas beruhigter entgegen. In der Klinik hatten wir bereits Treppensteigen geübt, damit Edi die Stufen zu unserer Wohnung im ersten Stock bewältigen konnte, und mit Hilfe war es ihm möglich. Die Klinik verordnete einen Rollator und einen Badewannenlift, für lange Wege einen Rollstuhl, und sie verordnete häusliche Pflege.

Als mein Mann nach Hause kam, blühte er auf. Ja, bereits beim Eintreten in die Wohnung schaute er sich erleichtert um. Die gewohnte Umgebung machte sofort seinen Blick klarer und seinen Gang sicherer. Bald sah ich, welch großes Glück Edi in der Klinik gehabt hatte, denn er war akut sturzgefährdet und hatte kein Bewusstsein dafür. Dass er es nicht vermocht hatte, den Katheterbeutel vom Bett abzunehmen, hatte ihn wohl vor einem Sturz bewahrt: Zu Hause hatte er den Katheterbeutel am Bein, konnte aufstehen und tat es. Mein Mann ignorierte den bereitgestellten Rollator, obwohl er – theoretisch – wusste, warum der Rollator in Griffweite stand. Es gab mehrere Situationen, in denen ich Edi gerade noch auffangen konnte. Auf große Zettel schrieb ich: „Bitte nicht aufstehen.“ „Bleib bitte sitzen.“ Edi sah sie, wusste um ihre Bedeutung und konnte doch sein Verhalten nicht danach ausrichten. War ich nicht im Zimmer, so lauschte ich mit einem Ohr immer, ob mein Mann seinen Stuhl nach hinten rückte, um aufzustehen. Er setzte sich zwar sofort wieder hin, wenn ich herbeeilte und auf den Zettel verwies – doch nur um bald danach einem plötzlichen Einfall nachzugeben und einen erneuten Versuch zu machen, sich zu erheben. So konnte ich Edi zunächst nicht allein in der Wohnung lassen, es wäre viel zu gefährlich gewesen. In den ersten Tagen kam unsere Nachbarin und Freundin Renate frühmorgens, wenn ich Anna Laura zum Kindergarten brachte, hatte Lektüre dabei, las Edi vor und besprach das Vorgelesene mit ihm.

Angeregt und erfreut von dem Besuch war Edi jedes Mal in froher Stimmung, wenn ich zurückkam. Weitere Freundinnen und natürlich Hanterose halfen zu anderen Zeiten und blieben bei Edi, wenn ich allein oder mit Anna Laura unterwegs war. Von unserem Badezimmer aus kann man den Wohnzimmertisch sehen, wenn alle Türen offen sind. Edi bekam den Platz am Tisch, der vom Bad aus einsehbar war. „Papa, nicht aufstehen!“, rief bald auch Anna Laura aufgeregt, wenn sie im Badezimmer war und mein Mann wieder seinen Stuhl vom Tisch abrücken wollte. Nachts stellte ich Edis Bett so, dass ich aufwachte, wenn er aufstehen wollte, und während des Mittagsschlafes kamen ein leichter Sessel und der Rollstuhl vor das Bett.

Statt einer Reha organisierte ich für Edi mehrere ambulante Therapien: Ganzkörpermassage, Krankengymnastik, Heileurythmie und Musiktherapie. Nach jeder Massage war mein Mann deutlich sicherer in seinen Bewegungen, und nicht nur das: Er war auch gleichzeitig geistig wacher. Es überraschte mich jedes Mal aufs Neue, wie stark die Massage nicht nur Edis Sicherheit im Stehen und Gehen, sondern auch seinen mentalen Zustand verbesserte. Übungen aus der Krankengymnastik bauten wir in den Alltag ein, der damit die beste krankengymnastische Therapie wurde. Ein eindrückliches Erlebnis schenkte uns die Heileurythmie, die Edi bis dahin unbekannt war. Sie gehört zu den Therapiemethoden der anthroposophischen Medizin und ist eine Bewegungstherapie, die den Menschen therapeutisch differenziert in seiner Ganzheit anspricht und seine Eigenaktivität und Selbstheilungskräfte fördert.⁶ Nach der zweiten Stunde sah es Anna Laura als Erste: „Papa läuft wieder frei!“ Schließlich erhielt Edi auch noch Musiktherapie, bei der er zusammen mit der Therapeutin sang und auf einfachen Instrumenten spielte. Im Erleben der Musik lächelte mein Mann viel und blühte seelisch auf.

Nach etwa zwei Wochen brauchte ich zu Hause in der Wohnung keine Sorge mehr zu haben, dass Edi fallen könnte. Er konnte sich wieder unbeaufsichtigt beschäftigen und las sehr viel. Innerhalb weniger Wochen brauchten wir auf unseren Wegen draußen den Rollstuhl nur noch bei langen Strecken. Auch der Dekubitus verschwand. Doch trotz aller graduellen Verbesserungen seines Zustandes blieb Edi auf Hilfe angewiesen. Er konnte zwar ausführlich von seiner Lektüre erzählen und über sie Gespräche führen, doch mit manchen scheinbar einfachen Dingen des Alltags war er überfordert. Sobald Edi wieder selbstständig stehen und gehen konnte, versuchte er, sich allein an- und ausziehen.

Er konnte es nicht. „Es geht nicht. Wie soll ich denn das machen?“, klagte Edi verzweifelt und holte mich zu Hilfe. Er hatte sein Oberhemd nur halb angezogen und zeigte mir unglücklich den zweiten Ärmel, der unangezogen unter dem Jackett hervorschaute und für den er keine Verwendung fand. Oder er wies auf den halb ausgezogenen Schlafanzug, der noch unter dem Oberhemd zu sehen war. Die Wege für Arme und Beine in die Kleidung hinein wollten sich nicht mehr richtig sortieren. Bald danach las ich, dass dieses Phänomen, seine Kleidung nicht mehr korrekt und in der richtigen Reihenfolge an- und ausziehen zu können, einen Fachbegriff trägt: Kleiderapraxie. Auch mit der Bedienung seines Katheters war und blieb mein Mann überfordert. Die Stuhlinkontinenz besserte sich zwar, doch sie verschwand nicht vollständig. Schließlich verspürte Edi nicht mehr verlässlich, wann er durstig war, und trank nur noch genügend, wenn ich ihn daran erinnerte.

Der Pflegedienst riet uns, für Edi Pflegeleistungen zu beantragen. Es war für meinen Mann ein schwerer Schritt, diesen Antrag zu unterschreiben. Im November 2008 wurde Edi in die damalige Pflegestufe I⁷ eingestuft. Von nun an blieb er pflegebedürftig.

Diagnose Demenz

Einige Wochen nach der Operation an der Speiseröhre waren wir endlich das erste Mal beim Neurologen. Edi hatte im Gespräch bei manchen Fragen Schwierigkeiten und wirkte bereits beim Eintreten ins Sprechzimmer nicht vollständig orientiert. Ich schilderte die Erfahrungen der Operation und des Sommerurlaubs. „Sie haben eine Krankheit, die nicht schön ist. Sie haben Alzheimer“, sagte der Neurologe nach wenigen Minuten. Doch der DemTec – ein Test auf Demenz – zeigte zur großen Überraschung des Neurologen nicht nur keine Demenz an, sondern überdurchschnittliche Fähigkeiten im Vergleich zur Altersgruppe. „Ich habe das Testergebnis anders erwartet“, sagte der Neurologe, „formal keine Demenz.“ Dennoch stellte er die Diagnose zu Recht. Der Fähigkeitsabbau meines Mannes im Vergleich zu den hohen intellektuellen Fähigkeiten als Wissenschaftler war eindeutig.

„Diagnose Morbus Alzheimer, kombiniert mit einer vaskulären Enzephalopathie“, so lautete die Diagnose, nachdem auch eine Kernspintomografie durchgeführt worden war. Edi war empört über die sehr

direkte und schonungslose Art des Arztes, ihm die Diagnose zu eröffnen. Und er war empört über die Diagnose an sich, und zutiefst verunsichert. Vielen Freundinnen und Freunden erzählte er von dem Besuch bei dem Neurologen, in einer Mischung aus Verzweiflung und Empörung. In seinem Freundeskreis war ein Neurologe, den Edi während seiner Zeit in den USA kennengelernt hatte.

Nach seiner Promotion im Jahr 1959 lehrte und forschte Edi fast zehn Jahre lang in den USA, die meiste Zeit davon an der „University of Iowa“. Seine erste Frau Brigitte begleitete ihn. Als Edi 1968 auf den Lehrstuhl für Hydromechanik an der Universität Karlsruhe (TH) berufen wurde, kehrte er mit Brigitte und den inzwischen vier gemeinsamen Kindern zurück.

Im Dezember 2008 schrieb Edi nun dem befreundeten Neurologen und dessen Frau einen Brief, handschriftlich, und auf seine Bitte hin übernahm ich es, den Brief in den Computer zu tippen.

„Lieber E., liebe A.,

habe ich Euch schon mitgeteilt, dass es von Friedrich Weinreb ein Büchlein mit dem Titel ‚Vom Sinn des Erkrankens‘ gibt? Versucht es bitte zu kaufen, es scheint auch in englischer Sprache veröffentlicht zu sein!

Ein Kollege von Dir, lieber E., hier in Karlsruhe, hat mich nach einer Kernspintomografie und einem Gedächtnistest ‚völlig klar‘ als einen Alzheimerpatienten eingestuft, was mir natürlich zunächst einen Riesenschreck eingejagt hat. Schade, dass Du nicht in unserem Umkreis wohnst. Könntest Du mir bitte eine Tel.-Nr. und eine E-Mail-Adresse senden, über die ich mich von Zeit zu Zeit mit Dir beratschlagen könnte? Meine liebe Imke hat mir inzwischen geholfen, diese Sachlage neu zu interpretieren, sie zeige doch, dass meine Beziehungen zu meinen Freunden und Verwandten jetzt weit mehr als von den zurzeit eingeschränkten kognitiven Kräften von den Herzenskräften abhängen. Und diese sind doch nicht durch Alzheimer betroffen. Oder doch?

Mit vielen lieben Grüßen an Alt und Jung in Eurer Großfamilie und besten Wünschen für ein gesegnetes Weihnachten und ein gutes Neues Jahr

Eduard“

Sein Freund schrieb zurück, mein Mann brauche sich keine Sorgen zu machen. Ein Alzheimerpatient schreibe keine solchen Briefe. Diese große Diskrepanz zwischen intellektuellen Fähigkeiten und Hilfsbedürftigkeit war ein Kennzeichen und Rätsel von Edis Krankheitsverlauf. Immer noch waren anregende Gespräche mit ihm möglich, ja Außenstehende, die keine Erfahrung mit dieser Krankheit hatten, erkannten meistens gar nicht, dass Edi in der Frühphase einer Demenz stand.

In dieser ersten Zeit der Erkrankung war es ein schwieriger und doch wichtiger Prozess, die Erkrankung anzunehmen. Die Worte von den Herzenskräften, die Edi in seinem Brief an den befreundeten Neurologen mir in den Mund legte, stammten von einem unserer anthroposophischen Hausärzte. Der Hausarzt hatte in diesem Gespräch die Bedeutung der Herzenskräfte für die Zukunft unserer Zivilisation hervorgehoben, und dieses Gespräch hatte Edi und mich sehr getröstet. Ich las viel Literatur zum Thema Demenz und Edi auch. Er sagte oft: „Das muss ich dir unbedingt zeigen. Lies mal.“ Mein Mann beschäftigte sich sehr mit der Diagnose und den Konsequenzen seiner Erkrankung und verstand, was er las. Es gab gute Freunde, die uns trösteten und uns hilfreiche Literatur zusandten.

Welche Werte halfen uns auf unserem Weg, Edis Erkrankung als zu uns gehörig zu bejahen? Für das Verständnis unserer Geschichte mag es hilfreich sein, an dieser Stelle einige der inneren Prozesse zu schildern, die wir beide bereits durchlebt hatten, auch solche, die lange vor unserer Zeit als Paar lagen.

Edis erste Ehe mit seiner Frau Brigitte wurde geschieden, und die Krise, die dies für Edi bedeutete, führte ihn dazu, im beruflichen Wirken und im persönlichen Leben neue Wege zu suchen. Im Rückblick, so Edi, öffnete das Scheitern seiner ersten Ehe ihm die Augen für die eigentlichen menschlichen Werte. Unterstützt von seiner zweiten Frau Gunhild wandte Edi sich nach dieser Krise seit 1982 mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit, die ihn in seinen wissenschaftlichen Arbeiten auszeichnete, sehr intensiv fachübergreifenden Themen zu. In geringem Umfang hatte er dies bereits zuvor, seit Beginn seiner Tätigkeit an der Universität Karlsruhe (TH), getan und sich beispielsweise damit befasst, wie angehende Ingenieurinnen und Ingenieure besser auf Aufgaben in sogenannten Entwicklungsländern vorbereitet werden können.

Jetzt erweiterte Edi die Themen, mit denen er sich beschäftigte um grundsätzliche Fragen nach dem Sinn ingenieurwissenschaftlicher Tätigkeit, ja menschlichen Handelns überhaupt. Ein erstes „Lesebuch zu bedrängenden Fragen unserer Zeit – Antworten auf Fragen, die heutige Wissenschaft und heutiges Studium offen lassen“ entstand 1984, aus der gefundenen Literatur „ausgewählt und zusammengestellt für meine Studenten“. Drei weitere Lesebücher folgten innerhalb der nächsten Jahre. Edi wählte für seine Lesebücher Texte aus, die Beispiele für neue Ansätze in den verschiedensten Wissens- und Lebensbereichen geben, versah jeden Text mit einer Einleitung und ergänzte ihn mit Gedichten, Sprüchen und künstlerischen Abbildungen. Außerdem wurde Edi Mitbegründer des bereits erwähnten „Kolloquium Wissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung“, setzte sich gemeinsam mit seiner zweiten Frau Gunhild für die „Village Reconstruction Organisation“ (VRO) ein, eine Dorfbauorganisation in Indien, und beide engagierten sich im Karlsruher Verein „Freunde für Fremde“, einer „Initiative zur Begegnung zwischen Flüchtlingen, Ausländern und Deutschen“. Edi hielt sehr viele Vorträge und verfasste Beiträge zu zeitkritischen Themen, nicht nur in universitären, sondern auch in kirchlichen Kreisen. In seine Überlegungen bezog er – religionsübergreifend – spirituelle Fragen ein und wählte die Texte für seine Lesebücher dementsprechend aus. In der Beschäftigung mit all diesen Themen ging Edi gemeinsam mit seiner zweiten Frau Gunhild durch einen intensiven Prozess inneren Wandels. In vielen Vorträgen und Aufsätzen äußerte er sich öffentlich dazu und ordnete die gemachten Erfahrungen in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang ein. Als Einblick in Edis Gedankenwelt möchte ich verschiedene Ausschnitte aus dem Vorwort zum ersten Lesebuch (1984)⁸ zitieren:

„Wie komme ich dazu, ein Lesebuch für meine Studenten herauszubringen? Zunächst eine persönliche Antwort darauf.

Es begann 1982 mit meinem Forschungsemester in den USA. Zusammen mit meiner Frau entschied ich mich, den bedrängenden Fragen unserer Zeit (Lebensangst, geistige Verarmung, Scheitern an der Sinnfrage, Hunger-Überfluss-Problematik, Umweltzerstörung, Rüstungswettlauf) mit dem gleichen Ernst nachzugehen, wie ich dies im Beruflichen gewöhnt bin. Wir begannen nicht nur die einschlägige

Literatur zu studieren, sondern suchten Gespräche mit Menschen der unterschiedlichsten Berufe und Weltanschauungen, besonders immer wieder mit jungen Menschen.

Es zeigte sich sehr bald, dass wir uns auf ein abenteuerliches Unternehmen eingelassen hatten, aus dem wir nicht mehr ‚aussteigen‘ können – und inzwischen auch gar nicht mehr wollen. Wir waren betroffen, mit welchen Klischees wir uns bisher zufriedengegeben, welche Blindheit wir uns auf so vielen Gebieten geleistet, wie leicht wir es uns im Grunde gemacht hatten. Denn natürlich lebt es sich ruhiger, wenn man sich hinter einem irgendwann einmal eingenommenen Standpunkt verschanzt. Dass ein Wandel in den Einstellungen häufig als Zeichen des Wankelmuts oder der Unreife angesehen wird, dass eine Verständigung mit Freunden, die einen solchen Prozess nicht durchgemacht haben, immer größere Mühe bereitet, ist beunruhigend genug. Vor allem aber: Verändertes Bewusstsein bleibt nicht ohne Konsequenzen für das gelebte Leben. Mehr und mehr von dem, was vorher eine Selbstverständlichkeit schien, möchte, ja k a n n man nicht mehr beibehalten oder weiterbetreiben, und so ändern sich auch die Lebensgewohnheiten – unmerklich vielleicht, aber irreversibel – was vom Bekanntenkreis nicht selten als provozierend erlebt wird.“⁸

Edi sah diesen Prozess des Umbruchs als etwas sehr Bereicherndes an. Auch diese Erfahrung wollte er mit vielen Menschen teilen und sie ihnen bekannt machen, und er wandte sich weiter an seine Leserschaft:

„Auf der anderen Seite hat uns dieser Weg jedoch Seinsdimensionen erschlossen, die wir früher höchstens geahnt haben, und es begegnen uns Menschen, die – durch die Öffnung auf das Neue hin geprägt – schon jetzt beispielhafte Lebensformen entwickelt haben. Seit wir uns auf den Weg gemacht haben – und bezeichnenderweise erst seitdem – stellen wir immer wieder beglückt fest, wie viel Hoffnungsvolles schon heute g e s c h i e h t ! Und es drängt mich einfach, meine Studenten in den Lernprozess mithineinzunehmen, der für mich gerade begonnen hat und dessen Verlauf für unser aller Zukunft mir so bedeutsam zu sein scheint. Das Lesebuch soll Sie anregen, sich mit mir zu fragen, was von diesen neuen Ansätzen und Entwicklungen für unseren Beruf und Alltag Vorbild sein könnte.“⁸

Als ich meinen späteren Mann kennenlernte, regte die Begegnung mit ihm viele eigene Prozesse an. In seinen Lesebüchern begegnete ich ungewohnten Gedankengängen, einer authentischen Suche nach einem menschengemäßen Umgang mit der Natur und nach der spirituellen Dimension des Daseins, religionsübergreifend, und nach der Bedeutung dieser Dimension für die Ingenieurskunst, die Wissenschaft und den Alltag. Wie viele andere Menschen nahm auch ich sein Angebot an, das er im Vorwort des ersten Lesebuchs so formulierte:

„Natürlich werden die Aufsätze und Buchauszüge in diesem und den folgenden Lesebüchern subjektiv ausgewählt sein. Ich hoffe aber, dass der Nachteil der subjektiven Auswahl dadurch gemildert wird, dass ich zu jedem Thema eine kleine H a n d b i b l i o t h e k in unserem Institut zusammenstellen werde, die Sie jederzeit einsehen können. Besonders freuen würde es mich, wenn wir über dieses Lesebuch miteinander ins Gespräch kämen. Ich weiß aus ähnlichen Gesprächen in der Vergangenheit, wie sehr ich auch selbst hier bereichert werden kann. Lassen Sie uns gemeinsam herausfinden, was die vielen Frustrationen und Krisen, die wir heute erleben, uns zu lehren haben!“⁸

Die Gespräche mit meinem späteren Mann, zu denen ich als junge Studentin mit scheuer Ehrfurcht ging, berührten eine inhaltliche Ebene, die ich gesucht und so bis dahin an der Universität nicht gefunden hatte. Tief beeindruckt war ich von seiner Sichtweise auf die heutigen Krisen und von seiner Suche nach Wegen, sie zu überwinden.

Meine eigene Suche führte mich in den Jahren unseres Abstands in die Anthroposophie und in „Die Christengemeinschaft – Bewegung für religiöse Erneuerung“. Edi hatte sich vor unserer Paarbeziehung nie näher mit der Anthroposophie befasst, obwohl er freundschaftlich mit mehreren Menschen verbunden war, denen sie Inspirationsquelle ihrer Arbeit war bzw. ist. Als „einziger Nichtanthroposoph“ – dies war ihm sehr wichtig zu betonen – hatte Edi 1988 sogar einen „Arbeitskreis für Strömungsforschung“ mitbegründet, in dem Menschen mit Hilfe der Anthroposophie ein erweitertes Verständnis des Wassers suchen. Die halbjährlichen Treffen dieses Kreises, in den Edi mich noch während meines Studiums eingeführt hatte, waren in den Jahren

unseres Abstands einer der sehr wenigen Berührungspunkte zwischen uns. Ich promovierte während dieser Zeit in der Siedlungswasserwirtschaft. Zugleich ging ich durch einen intensiven inneren Prozess und suchte Kontakte zu Menschen, die eine mit Hilfe der Anthroposophie erweiterte naturwissenschaftliche Forschung betreiben, um nach der Promotion Naturwissenschaft und Anthroposophie verbinden zu lernen.

Als Edi und ich uns damit auseinandersetzten, ob wir ein Paar werden wollten, sprachen wir neu über die Ziele, die uns wichtig waren, und suchten eine Brücke zwischen unseren spirituellen Wegen. Zunächst war dies nicht einfach. Mir war die Anthroposophie ein Herzensanliegen geworden und ich wünschte mir, sie mit Edi teilen zu können. Ich erzählte ihm, dass sie nach meinem Verständnis ein kulturerneuernder Impuls sei und zum Ziel habe, eine neue, von Achtung getragene Beziehung der Menschen untereinander und zur gesamten Erde und ihren Geschöpfen zu verwirklichen. Dass die Anthroposophie, die Edi bisher nur mit der Suche nach Erkenntnis in Beziehung gebracht hatte, in tätige Liebe den Mitmenschen und der Schöpfung gegenüber münden möchte, war Edi neu. Mit diesem Gedanken konnte er sich verbinden. In vorsichtiger Distanz öffnete er sich einzelnen Aspekten der Anthroposophie, bezeichnete sich aber weiterhin als „Nicht-anthroposoph“. Ich selbst erkannte, dass ich in meiner Suche einseitig geworden war und fühlte mich durch die erneute Begegnung mit Edi sehr bereichert.

Von Anfang unserer Paarbeziehung an begegnete Edi der Christengemeinschaft sehr offen. Wir heirateten dort kirchlich, ein halbes Jahr nach unserer standesamtlichen Trauung. Zugleich führten wir eine konfessionsübergreifende Ehe. Mein Mann hielt zunächst den Kontakt in seine katholische Gemeinde und eine Zeit lang begleiteten wir uns wechselseitig in die Heilige Messe der römisch-katholischen Kirche und in die Menschenweihehandlung der Christengemeinschaft. Als im Jahr 2005 der katholische Pfarrer, zu dem Edi eine langjährige und freundschaftliche Beziehung hatte, in den Ruhestand ging, wurde die Christengemeinschaft für meinen Mann zur religiösen Heimat. Er ging regelmäßig zu einem Evangelienkreis der Gemeinde in Karlsruhe, neue menschliche Verbindungen wuchsen, und wir

nahmen gemeinsam am religiösen Leben der Gemeinde teil. Die äußere Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und die innere Verbindung mit der Christengemeinschaft waren für Edi kein Widerspruch und er löste die Verbindung zur katholischen Kirche nicht. In all diesen gemeinsamen Schritten gingen Edi und ich in den ersten Jahren unserer Ehe durch viele innere Prozesse. Immer wieder erlebte ich, wie mein Mann es vermochte, jetzt auch in der menschlichen Umgebung der Christengemeinschaft, in einer Sprache, die Herz und Denken verband, andere Menschen in ihren spirituellen Fragen anzusprechen.

Mit dieser seiner Fähigkeit hatte Edi bereits 1984, weit über sein eigenes Fachgebiet Ingenieurwesen hinausweisend, seine Leserschaft im Vorwort des ersten Lesebuchs auf eine tiefere Ebene der Wirklichkeit aufmerksam gemacht, die durch einen Prozess inneren Umbruchs gefunden wird:

„Solange wir die sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit für die ganze Wirklichkeit halten, solange wir ein Leben führen, das ganz im Vordergründigen aufgeht – darf es uns da wundern, dass viele am Sinn des Lebens zweifeln, ja verzweifeln? Aber müssen wir uns denn mit einem Bruchteil der Wahrheit begnügen, nur weil unsere wissenschaftlichen Erkenntnismethoden heute so begrenzt sind?“

Unsere Medien überschütten uns mit Schreckensnachrichten, die Angst wird allgemein als das vorherrschende Lebensgefühl benannt, allerorten drohen Probleme unlösbar zu werden. Und dennoch ist unsere Zeit erfüllt von segensreichen Entwicklungen, die uns berechtigen, Vertrauen in unsere Zukunft zu haben. Das Lesebuch soll hiervon einen kleinen Eindruck vermitteln. Es soll aufzeigen, dass wir Erschütterungen und Frustrationen als notwendige Voraussetzung für erstrebenswerte Veränderungen in unserem Bewusstsein verstehen lernen können. Es soll aufzeigen, welche erstaunlichen Kräfte aus innerem Wandel erwachsen und welche Veränderungen im Außen mit deren Hilfe möglich werden ...“⁸

„... welche erstaunlichen Kräfte aus innerem Wandel erwachsen und welche Veränderungen im Außen mit deren Hilfe möglich werden ...“
An dieses Motiv, das uns beide bereits in unserem Leben begleitet hatte, konnten wir anknüpfen, als Edi die Diagnose Demenz erhielt, und es

sollte uns im Verlaufe seiner Erkrankung tragen. Allmählich konnte ich wieder an mein inneres „Ja“ anknüpfen, das ich vor unserer Hochzeit so selbstverständlich ausgedrückt hatte, meinen Mann auch in einer eventuellen Demenz zu begleiten. Die neuen Schritte, die wir im Laufe seiner Demenz noch erleben sollten, setzten voraus, das zu bejahen, was bereits Alltag geworden war: Pflege und Demenzbetreuung.

Pflege – eine schwere Kunst

Schwester Sarah war die erste, die zu uns kam, als Edi nach der Operation an der Speiseröhre aus der Klinik nach Hause entlassen wurde. Noch heute bin ich dankbar, dass sie es war, die uns am Abend des ersten Tages zu Hause in den neuen Alltag hinein begleitete. Ihre klaren, ruhigen Gesten strahlten wohltuende Ruhe aus. Freundlich begrüßte sie Edi, der sich sofort angesprochen fühlte und antwortete. Ich ging mit, als Sarah mit ihm ins Bad ging, um ihm beim Waschen und Umkleiden für die Nacht zu helfen. Ich wusste, auch ich würde meinem Mann helfen müssen, und ich hatte so etwas noch nie gemacht. Sarah schien alle Zeit der Welt zu haben. Als Edi am Waschbecken stand und langsam und gründlich seine Hände und sein Gesicht wusch, stand sie aufmerksam daneben. Sie hatte eine Hand in der Luft um ihn gelegt. Ohne ihn zu berühren, war es, als ob sie ihn stützte – noch war er sehr unsicher auf den Beinen. Er entspannte sich in Sarahs Gegenwart zusehends. Auch ich kam zur Ruhe nach der emotional anstrengenden Klinikzeit. Edi war dankbar und gleich bereit, sich auf alles einzulassen und mitzutun, was Sarah vorschlug. Sie ergriff ganz selbstverständlich die Initiative, als sie sah, dass die Reihenfolge der Kleidung für ihn ein Problem war. Gleichzeitig erspürte sie sehr genau, was er noch selbst tun konnte, und ließ es ihn allein machen. Edi und ich waren beide gestärkt, belebt und erfrischt nach ihrem Besuch. Ich weiß noch, wie dankbar erstaunt ich war, wie viel Zeit Sarah sich für Edi genommen hatte. Viel später erfuhr ich, dass sie die schnellste Schwester in ihrem Team war, und bald schon sah ich, dass die Pflegekräfte, die Edi Ruhe und zugleich klare Führung nicht von sich aus schenkten, länger brauchten. Eine Ansprache unter Zeitdruck – Edi reagierte nicht. Schnelles Anziehen, ohne ihn mithelfen zu lassen – er schimpfte und verweigerte sich. Gutgemeint und doch überfordernd zu viel Raum für eigenes Tun – mein Mann verlor die Freude am eigenen Tun und verweigerte sich ebenfalls. Schwester Sarah ließ all diese Situationen gar nicht erst ent-